

der fünf Aspekte, den die im sechsten Beschluß befürwortete Arbeitsgruppe zur Optimierung der Terrorismusbekämpfung bearbeiten und in konkrete Einzelmaßnahmen umsetzen soll. Diese überwiegend aus Geheimdienstmitarbeitern gebildete Arbeitsgruppe, die innerhalb von 30 Tagen ihre Empfehlungen ausarbeiten und einer Sharm-al-Shaikh-Folgekonferenz vorlegen sollte, hatte sich neben der Identifizierung der Finanzierungsströme zugunsten terroristischer Gruppen mit vier weiteren Aspekten zu befassen: Der Identifizierung terroristischer Gruppen/Organisationen, der Lokalisierung der Organisationen, der Lokalisierung der Ausbildungslager terroristischer Organisationen (vor allem im Südlibanon, in Iran und im Sudan) und der Festlegung von Maßnahmen, um zu vermeiden, daß terroristische Organisationen in ihren Aufnahmelandern eine wohlwollende Medienöffentlichkeit erhalten.

Die erste Sharm-al-Shaikh-Folgekonferenz fand Ende März in Washington statt, wobei bislang nur wenige Informationen über konkrete Einzelmaßnahmen der Terrorismusbekämpfung nach außen gedrungen sind. Für Aufsehen sorgte aber das von US-Außenminister Christopher verkündete wirtschaftliche Hilfsprogramm für die Palästinenser, bedeutete dies doch eine Modifizierung der ursprünglich von den USA und Israel anvisierten reinen Antiterrorismusstrategie. Dies war eine Reaktion auf die europäische und palästinensische Kritik, über den Kampf gegen den Terrorismus,

für den die USA kurzfristig Israel 100 Mio. \$ zur Verfügung stellten, nicht den Kampf gegen dessen sozioökonomische Ursachen zu vergessen. Gerade dieser letzte Aspekt fand in zahlreichen Kommentaren zum Sharm-al-Shaikh-Gipfel, die in der arabischen Presse erschienen, Aufmerksamkeit. Exemplarisch sei auf den Leitartikel von *Kamal Jamai* in der marokkanischen Tageszeitung „L'Opinion“ (13.3.1996) verwiesen, wo es heißt, daß „der Kampf gegen den Terrorismus in erster Linie eine Aufgabe der wirtschaftlichen Entwicklung“ sei. Dabei geht es aber nicht nur um die grundsätzliche Hilfe zum Aufbau der palästinensischen Gebiete – von der Infrastruktur, dem Wohnungsbau über den Ausbau des Bildungs- und Gesundheitswesens bis zur Schaffung von Arbeitsplätzen –, sondern auch um den Ausgleich jener negativen Effekte, die durch die Abriegelung des Westjordanlandes durch Israel entstanden sind.

Das Jahr 1996 ist deshalb in der Tat – der Rede des französischen Staatspräsidenten Chirac bei seinem Besuch in Kairo am 8. April zustimmend – das „entscheidende Jahr“ des Friedensprozesses, weil sich zeigen wird, ob Friedensgegner oder Friedensstifter den Sieg davontragen werden. Die Gipfelkonferenz von Sharm al-Shaikh verdeutlichte hierbei die neue Konfliktlinie, die nicht mehr zwischen Arabern und Israelis, sondern zwischen jenen Arabern wie Israelis verläuft, die den Frieden wollen, und jenen, die ihn ablehnen.

Hanspeter Mattes

„Unbefangenes Interesse“

Fragen zur religiösen Landschaft in Ostdeutschland an den
Dresdner Theologen Albert Franz

Die atheistische Staatsideologie war zumindest formal ein wesentliches Charakteristikum der ehemaligen DDR. Wie sehr diese die heutige religiöse Landschaft in den neuen Bundesländern prägt, mit welcher Haltung oder auch Erwartung Menschen, die weitgehend areligiös sozialisiert sind, Christentum und Kirche begegnen – dies fragten wir Professor Albert Franz, seit drei Jahren Inhaber des Lehrstuhls für Systematische Theologie am Institut für Katholische Theologie der Technischen Universität Dresden. Die Fragen stellte Alexander Foitzik.

HK: Herr Professor Franz, in nüchternen Zahlen ist die religiöse Landschaft in den neuen Bundesländern schnell beschrieben: über 60 Prozent Konfessionslose, 52 Prozent bezeichnen sich in Umfragen als areligiös. Nur etwa fünf Prozent sind Katholiken, kirchlich aktive Protestanten gibt es auch nicht sehr viel mehr. Wie stellt sich die hinter solchen Zahlen stehende Wirklichkeit im ganz konkreten Alltag dar?

Franz: Der konkrete Alltag ist hier sehr stark von einer beinahe selbstverständlichen Nichtkirchlichkeit geprägt. Die

Existenz der Kirche bzw. der Kirchen wird von der Mehrheit kaum mehr wahrgenommen. Daß Ostern ein christliches Fest ist, spielt z. B. praktisch keine Rolle. Doch ist Nichtkirchlichkeit keinesfalls Antikirchlichkeit. Von Gott, Glaube und Christentum mußten sich viele noch gar nicht distanzieren, weil das für sie von vorneherein außerhalb der eigenen Realität liegt. Umgekehrt ist bei praktizierenden Kirchgängern das Bewußtsein sehr stark, eine Minderheit zu sein. In den DDR-Zeiten haben sie die Kirche offensichtlich als eine Nische mit starkem Innenleben erfahren, vor allem geprägt durch ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl.

Viele spüren, daß diese Zeiten vorbei sind, auch die Kirche differenzierter wird und sich zwangsläufig öffnen muß. Das verunsichert.

HK: Wie spiegelt sich diese Situation an der Universität wider? Auch dort begegnen Ihnen Studierende, die mehr oder weniger ohne jede religiöse Erziehung groß geworden, in dieser selbstverständlichen Nicht-Kirchlichkeit aufgewachsen sind. Wie äußert sich deren areligiöse Sozialisation?

Franz: An der Universität, auch im Theologiestudium, findet sich dieses ganze Spektrum wieder: Einerseits die sehr stark kirchlich Sozialisierten mit den nischenhaft geschlossenen Gemeinden als Erfahrungshintergrund, die sich freuen, endlich Theologie studieren und eventuell Religionslehrer werden zu können. Andererseits Studierende, die bisher mit Kirche und Religion noch nicht in Berührung gekommen sind, aber nun entdecken, daß der Bereich des Religiösen, die christliche Kultur, oder das Gottesproblem, für sie interessant oder gar wichtig sein könnte und deshalb das Fach Theologie belegen. Nicht selten prallen da Welten aufeinander. Bei kirchlich-traditionell geprägten Studierenden erzeugt dies und schließlich die Erfahrung einer problematisierenden und reflektierenden Theologie nicht selten neue Unsicherheit und Ängste. Da besteht dann die Gefahr, ähnlich zu reagieren, wie dies auch in anderen kirchlichen Milieus feststellbar ist, nämlich sich mit altvertrauten Mechanismen in eine kirchlich-religiöse Sonderwelt zurückzuziehen. Andererseits finde ich bei Nichtgläubigen ein manchmal verblüffend unbefangenes, durch keinerlei Negativerfahrung getrübt Interesse an der christlichen Tradition, und zwar auch außerhalb der Universität. Darin sehe ich eine ziemlich gute Chance für die Verkündigung.

„Es gibt hier einen beinahe konfessionalistischen Atheismus“

HK: Auch wenn Studierende bisher mit keiner Kirche in Berührung gekommen sind, haben sie doch in einer christlich geprägten Kultur gelebt. Zumindest die Begegnung mit christlichen Symbolen wie dem Kreuz ließ sich doch kaum vermeiden. Warum sind Christentum und Kirche dennoch Terra incognita?

Franz: Im studentischen Milieu, und nicht nur hier, läßt sich ein aus westlicher Perspektive enormes, nicht selten nach Null gehendes Defizit an schlichtem Glaubenswissen beobachten. Es scheint dem SED-Staat bei nur sehr wenigen gelungen zu sein, den Marxismus als Weltanschauung bzw. Ersatzreligion einzuwurzeln. Gelungen jedoch scheint es weithin, die Menschen ihrer Geschichte und kulturellen Prägung zu berauben, sie wissens- und erfahrungsmäßig von religiösen Wurzeln abzuschneiden. Darin sehe ich die lebenspraktischen Konsequenzen der Wahnsinnsidee des sozialistischen „neuen Menschen“, die Geschichte mit dem Sozialismus als neuem Nullpunkt noch einmal beginnen zu können. Daß es

sich hierbei bekanntlich um eine Verzerrung christlichen Gedankengutes handelt, muß im übrigen um so nachdenklicher stimmen. Das Ergebnis ist jedenfalls eine weitverbreitete Gedächtnislosigkeit, ein Verlust von Geschichte, der ein schlimmes Vakuum hinterläßt und zu undifferenziertem Schwarzweißdenken verführt. Terra incognita sind somit nicht nur Theologie und Christentum. Wenn ich etwa Vorlesungen über Feuerbach oder Marx halte, bekomme ich Rückmeldungen darüber, wie selektiv und ideologisch früher gerade auch mit der „eigenen“ Philosophie umgegangen wurde, von Platon und Aristoteles ganz zu schweigen.

HK: Über ein weitverbreitetes Defizit an Glaubenswissen wird auch im Westen geklagt. Gibt es dennoch grundsätzliche Unterschiede zwischen Ost und West?

Franz: Wohl nicht zuletzt aufgrund des allgemeinen Religionsunterrichts sind im Westen Spurenelemente religiösen Wissens vorhanden, die im Osten nicht vorausgesetzt werden können. Dementsprechend scheint mir im Westen auch eine unterschiedlich lockere religiöse und kirchliche Bindung bis hin zu völliger Indifferenz das Normale zu sein. Im Osten hingegen fällt mir immer wieder die größere Entschiedenheit und Eindeutigkeit der Antworten auf die Frage nach der Religion auf. Hier ist die Reaktion häufiger entweder: Ich bin ein Christ, oder: Ich bin Atheist. Es gibt hier also einen dezidierten, beinahe konfessionalistischen Atheismus. Verbunden ist dieser Atheismus heute, und dies dürfte nicht zuletzt ein Produkt der Wende sein, mit einem stark ausgeprägten Freiheitsbewußtsein, mit dem unbedingten Anspruch, sich in weltanschaulichen Belangen selbst entscheiden zu können und zu dürfen. Von daher wird die Kirche sehr kritisch gesehen, insofern sie dem Verdacht ausgesetzt ist, ein dieser Freiheit widersprechendes Instrument der Fremdbestimmung zu sein.

HK: In der religiös-weltanschaulichen Landschaft der neuen Bundesländer gibt es ein Relikt aus DDR-Zeiten, dessen Überlebenskraft viele im Westen zumindest überrascht hat – die Jugendweihe. Welche Bedürfnisse und Erwartungen stecken hinter dem weiterhin großen Zuspruch für dieses Ritual? Muß man hier nicht doch auch zumindest von einer antikirchlichen Tendenz ausgehen?

Franz: Der ideologische Überbau der früheren Jugendweihe scheint mir heute weithin fortgefallen. So wie sie jetzt im großen und ganzen gefeiert wird, hat sie mit der alten Staatsideologie praktisch nichts mehr zu tun. Ihr Fortbestand hängt wohl vor allem mit dem schlichten sozialpsychologischen Phänomen zusammen, daß Jugendliche mit vierzehn oder fünfzehn Jahren so etwas brauchen wie einen Initiationsritus ins Erwachsenenalter, in dem sie im Zentrum der Aufmerksamkeit ihrer Familie stehen und von ihr gefeiert werden. Hierzu greift man dann auf einen bereits vorhandenen kulturellen Rahmen zurück. Unter den Jugendlichen scheint es selbstverständlich, daß die einen zur Jugendweihe gehen, andere konfirmiert werden, wieder andere Erstkommunion und Firmung feiern. Insofern halte ich die Jugend-

weihe in ihrer gegenwärtigen Form für eher unbedenklich, da es sich nicht bzw. nicht mehr um etwas Antikirchliches handelt. Allerdings sollte es den Kirchen gelingen, für diesen Initiationsritus zeitgemäße Inhalte und Formen anzubieten. Für bedenklich erachte ich nämlich, jedenfalls auf Dauer, die inhaltliche Leere und die klägliche Verlegenheit angesichts fehlender sinnvoller Formen. Womit dieses Vakuum aufgefüllt wird, dürfte nicht unwichtig sein. Dies gilt im übrigen auch für andere Knotenpunkte des Lebens, z. B. für Geburt und Tod.

„Marxismus und praktischer Atheismus haben eine gemeinsame Geschichte“

HK: Wie läßt sich aber insgesamt die fast flächendeckende areligiöse Prägung erklären? Zumindest ein Großteil der Bevölkerung der ehemaligen DDR scheint doch die marxistisch-leninistische Ideologie nie wirklich an- oder übernommen zu haben. Warum war ausgerechnet die areligiöse Sozialisation so „erfolgreich“?

Franz: Immer wieder treffe ich hier auf die Aussage, man habe immer gewußt, daß das alles nicht stimme, was zu DDR-Zeiten als Ideologie verkauft wurde. Aber auch wenn man nichts von alledem geglaubt habe – eine Alternative zur offiziell verordneten Weltanschauung habe es, jedenfalls für die allermeisten, auch nicht gegeben. Hier rühren wir meines Erachtens an eine der für das Verständnis unserer jüngsten Geschichte und unserer Gegenwart zentralen Fragestellungen. Ich halte es für zentral wichtig, und zwar für das religiöse und weltanschauliche Selbstverständnis im Osten wie im Westen, nicht zu übersehen, daß der atheistische Marxismus nicht wie ein unerwartetes Unwetter von außen über die Menschen im Osten hereingebrochen ist, sondern zusammen mit dem praktischen Atheismus des Westens aus der uns zutiefst verbindenden, gemeinsamen Geschichte herausgewachsen ist, also gar nicht als absoluter Fremdkörper empfunden werden konnte.

HK: Bedeutet dies also, die heutige religiöse Situation ist nicht vornehmlich von den vergangenen vierzig Jahren bestimmt?

Franz: Abgesehen davon, daß das Christentum ganz allgemein ein wesentlicher Faktor, ja vielleicht der entscheidende Motor dieser Geschichte ist bzw. gewesen ist, zu der auch, aber nicht nur der für vierzig Jahre real existierende Marxismus gehört, war hier in Sachsen der Boden für säkulares und atheistisches Denken und Empfinden gerade aufgrund dieser Geschichte auf spezifische Weise bereitet. Sachsen ist ja wohl kaum zufällig Stammland der Reformation wie Kernland religionskritischer Aufklärung und Romantik. Es sei nur beispielhaft daran erinnert, daß Leibniz, Fichte und Nietzsche hier geboren sind und die Schlegel, Schelling, Schopenhauer und Wagner ihre Spuren hinterlassen haben. Im Blick auf die letzten etwa fünfzig Jahre darf also nicht

vergessen werden, daß gerade die in Ost und West in diesem kurzen Zeitraum unterschiedlich verlaufene Geschichte, deren Unterschiedlichkeit voll anzuerkennen ist, nicht zu verstehen ist ohne die tiefgreifenden Gemeinsamkeiten in den geistigen Voraussetzungen. Eine solche differenzierte Sicht der Geschichte ist unabdingbar, um im Vordergründigen hängen bleibende, aber um so wirksamere Ost-West-Vorurteile abzubauen.

HK: Woran lassen sich die gemeinsamen geistigen Grundlagen beider Teile Deutschlands heute erkennen?

Franz: Am deutlichsten sehe ich dies daran, daß der ursprünglich verordnete Atheismus des Ostens und der praktisch gelebte Atheismus des Westens hier nicht wie zwei einander fremde Welten aufeinander prallen, sondern sich wie zwei aus gleicher Richtung fließende Quellbäche zu einem um so stärkeren Strom vereinigen. Für manchen ehemaligen Marxisten wirkt die ost-westliche Übereinstimmung in der Auffassung, Religion sei Privatsache und sei letztlich etwas Irrationales, insofern entlastend, als damit eine Möglichkeit gegeben ist, zumindest Teile der eigenen Vergangenheit in die neue Zeit herüberretten zu können.

HK: Für das Schicksal von Glaube und Kirche in Ostdeutschland hängt viel davon ab, ob die vorhandenen religiösen Bedürfnisse und Erwartungen richtig erkannt und aufgenommen werden. An der Universität oder in Bildungsveranstaltungen stoßen Sie auf Interesse an einzelnen Elementen der christlichen Tradition. Welche grundsätzlichen Haltungen und Erwartungen bestehen gegenüber Religion, Christentum und Kirche? Ist es Neugierde, Offenheit oder doch auch Ablehnung?

Franz: Am wenigsten stoße ich auf Ablehnung, viel öfter dagegen auf große Offenheit. Es gibt zumindest in einer durchaus beachtlichen Schicht intellektuell wacher Menschen ein starkes Bedürfnis nach „Ernstzunehmendem“, danach, sich ernsthaft mit weltanschaulichen und religiösen Fragen auseinanderzusetzen. Verbunden ist dieses Interesse mit einer starken Abneigung gegen alles Sektenhafte oder Ideologische. Die Chance, die die Kirche hier hat, liegt gerade nicht auf einer vordergründig emotionalen Ebene, nicht etwa auf der Ebene der New-Age-Religiosität. Vielmehr muß die Kirche mit langem Atem den christlichen Glauben als eine ernsthafte Alternative zu sonstigen Lebensentwürfen anbieten und darf nicht auf schnelle Erfolge aus sein. Ganz bewußt halte ich allen Emotionalisierungstendenzen des Glaubens entgegen: Dies muß zum einen auf der intellektuellen, auf einer theoretischen Ebene geschehen. Zum anderen müßte auf der praktischen Ebene vor allem erfahrbar gemacht werden, daß der christliche Glaube leben hilft. Hier haben dann auch Emotionen ihren Platz. Überall wo dies geschieht, haben Kirche und Christentum eine Chance. Keine Chance dagegen besteht, wo man versucht, eine falsch verstandene Neuevangelisierung zum Tragen zu bringen.

HK: Was unterscheidet aus der Perspektive der neuen Bundesländer die richtige von der falschen Neuevangelisie-

rung? Wie läßt sich der religiöse Erstkontakt, die Begegnung mit dem Christentum einladend und dem Bedürfnis nach „Ernstzunehmendem“ entsprechend, vor allem mit der Chance auf Dauerhaftigkeit gestalten?

Franz: Es gibt in der Bevölkerung Ostdeutschlands eine große und berechtigte Angst vor neuer Überfremdung, eine tiefgehende Reserviertheit gegenüber allem, was den Anschein von neuer Ideologisierung und Fremdbestimmung erweckt. Bei vielen stehen ein großes Interesse an Kirche und Glauben und eine hohe Sensibilität gegenüber möglichen Vereinnahmungstendenzen nebeneinander. Gerade bei Studierenden begegne ich immer wieder diesem starken Drang nach Selbstbestimmung, auch wenn mittlerweile vielen bewußt geworden ist, daß diese Selbstbestimmung und Freiheit nicht einfach zu leben und zu realisieren ist. Verstärkt wird dies dann durch die unbestreitbare Tatsache und Erfahrung, daß es vor allem junge Menschen gibt, die angesichts der Kompliziertheit der neuen Gegenwart vor der Freiheit resignieren und ihr Heil bei den schrecklichen Vereinfachern, etwa in einer sektenhaft geschützten Religiosität, suchen. Doch möchte ich dieses Phänomen nicht überbewerten. Es scheint mir, entgegen manchen Darstellungen in den Medien, im Osten nicht stärker als im Westen zu sein.

„Glaubenswissen nicht um seiner selbst willen vermitteln“

HK: Wo aber muß dann – diese Spannungen in Rechnung gestellt – die Vermittlung des Glaubens sowohl auf der intellektuellen wie auf der praktischen Ebene ansetzen? Muß zuerst das Defizit an Glaubenswissen abgearbeitet werden?

Franz: Glaubenswissen darf nicht um seiner selbst willen vermittelt werden, es wird auch nicht um seiner selbst willen gesucht. Das Glauben- und Wissenwollen entsteht aus den Fragen, die die Menschen bewegen, und damit konkret aus den vielfältigen Problemen, mit denen die Menschen hier derzeit konfrontiert sind. Dazu gehören durchaus auch die Erfahrungen, von den Wessis über den Tisch gezogen worden zu sein oder die, daß sich mit der Wende im Osten alles, im Westen – freilich nur scheinbar – nichts geändert hat. Immer stärker kommt zu Bewußtsein, daß die neue „Freiheit“, d. h. die nun auch im Osten entstehende Erlebnisgesellschaft, vielleicht das ist, was man sich vor und während der Wende erträumt hatte, was aber nicht wirklich befriedigen kann. Es gibt hier viele Menschen, die Halt suchen, weil sie die ungeheuren Umwandlungsprozesse, die ihnen zugemutet werden, verarbeiten müssen. Und um dieser Orientierung willen fragen zwar nicht die Massen, aber doch manche auch bei den Kirchen an. Hier scheint in Spurenelementen die positive Erfahrung mit der Kirche der Wendezeit fortzuleben. Diese Menschen interessieren sich gerade auch wissensmäßig für Religion, suchen nach überzeugenden Inhalten.

HK: Wie gehen die Kirchen mit dieser Offenheit und dem Interesse an ihnen um? Für sie sind dies ja auch recht neue Erfahrungen. Wie kann die Kirche vor allem dem Bedürfnis nach Festem und Beständigem gerecht werden?

Franz: Die Antwort darauf hängt sehr stark vom Verständnis von Glaube, Christentum und Kirche ab. Jedenfalls kann es nicht darum gehen, Kirche um ihrer selbst willen etablieren zu wollen, oder gar darum, den Status der Kirche im Osten an den im Westen anzugleichen. Ausgangspunkt kann nur sein, daß die Kirche sich ernsthaft und uneigennützig darum bemüht, den Menschen in ihrer konkreten Situation zu helfen. Es geht jetzt darum, daß in dieser als überbordend pluralistisch empfundenen neuen Gesellschaft Menschsein gelingt. Die Kirchen müssen sich in dieser krisenhaften Situation als Orte bewähren, die Halt geben, die Menschen stützen und begleiten. Dazu gehört Glaubensvermittlung in dem Sinne, daß die Begegnung mit dem Gott Jesu Christi als befreiend und hilfreich erfahrbar wird, daß mir hier Ängste genommen werden, daß ich mit meinen vielfältigen Fragen und den oft sehr konkreten Lebensproblemen ernst genommen werde.

HK: Angesichts einer so umfassenden Aufgabe kann etwa kirchliche Bildungsarbeit aber doch nicht bei der Glaubensvermittlung stehen bleiben...

Franz: Gewiß nicht. Die Kirche muß – gerade in den neuen Bundesländern – als Raum und Instrument umfassend menschlicher Bildung aus dem Glauben heraus erfahrbar werden. Nur Katechismusantworten anzubieten, würde genauso zu kurz greifen wie bloße Caritasarbeit oder gar nur religiöse Unterhaltung. In den Gemeinden muß zugleich Sensibilität dafür entstehen, was an wirklich hilfreichen Glaubenswissen gebraucht wird und was konkret zu tun ist. Das umfaßt Glaubensschulung, dazu gehört aber auch das gemeinsame Entwickeln von situationsangemessenen Gemeindemodellen und ebenso, daß z. B. junge Familien die Gemeinden als Ort erleben, wo sie Fragen der Erziehung besprechen können oder Hilfen in Partnerschaftskrisen erfahren. Schließlich darf auch die gemeinsame Feier des Glaubens nicht fehlen. In einzelnen konkreten Situationen muß so auf vielfältige Weise erfahrbar sein, daß es gut ist, Christ sein zu können, zur Gemeinschaft der Christen zu gehören.

HK: Sind die Kirchen in ihrer momentanen Verfassung und mitten in einem noch zu bewältigenden Selbstverständigungsprozeß diesen hohen Anforderungen überhaupt schon gewachsen?

Franz: Noch ist die Versuchung groß, die Volkskirche wieder etablieren oder traditionelle kirchliche Milieus erhalten zu wollen, bzw. gar Weststrukturen und Westmentalitäten zu übernehmen. Weil man nicht genau weiß, wie man auf die gegenwärtige Situation reagieren soll, wird häufig unbewußt versucht, westliche Vorbilder zu imitieren.

HK: Was kann von den immer noch volksskirchlich und von konfessionellen Milieus geprägten Kirchen im Westen über-

nommen werden, und was muß in den Kirchen Ostdeutschlands, die sich sehr viel stärker in einer Minderheitenposition befinden, anders gemacht werden?

Franz: Vordringlich scheint mir angesichts der Minderheitenposition beider Kirchen die ökumenische Zusammenarbeit. Es muß, jedenfalls längerfristig, gelingen, die Kirchen als Erfahrungsfelder des *einen* christlichen Glaubens zu gestalten. Ein schieflich-friedliches Neben- oder gar ein unterschwelliges Gegeneinander protestantischer und katholischer Milieus ist nicht mehr glaubhaft. Es muß zu erkennbaren Schritten aufeinander zu, zu praktizierter Ökumene kommen. Ein sehr konkretes, auf den ersten Blick beinahe banales Beispiel: Es ist sicherlich unverzichtbar, daß die Kirchen hier im Osten renoviert werden, auch daß neue gebaut werden. Kirchen und Pfarrhäuser sind häufig in einem erbärmlichen Zustand. Aber es ist für Außenstehende wie für überzeugte Christen kaum mehr einleuchtend, wenn in einer Stadt zusätzlich zu großen protestantischen Kirchen, die weithin leerstehen, eine neue katholische Kirche gebaut wird. Ich meine damit, es ist an der Zeit, daß ökumenisch ausgerichtete Katholizität und ein ökumenisch geprägter Protestantismus auf Gemeindeebene so konkret aufeinander zugehen müßten, daß ökumenisch offener Glaube real erlebbar und erfahrbar wird und daß so ein neues christliches Milieu wachsen kann, in dem alte konfessionelle Differenzen nicht einfach weggeschwemmt werden, aber auf Dauer auch nicht mehr trennend sind. Tiefes Unverständnis löst u. a. auch die Tatsache aus, daß es keinen ökumenischen Religionsunterricht geben soll.

HK: Der Religionsunterricht überhaupt scheint ein besonders gutes Exempel dafür, wie schwer sich die Kirchen in den neuen Bundesländern tun, einen positiven Umgang mit der veränderten Situation zu finden...

Franz: Der schulische Religionsunterricht bereitet nicht nur Schulen, Eltern und Behörden große Probleme, sondern u. a. auch den Pfarrern. Die offizielle Position lautet: Religionsunterricht muß sein, aber konfessionsbezogen. Eine ökumenische Kooperation soll nur in Ausnahmefällen stattfinden. Das aber heißt, in der Realität der Schulen in Sachsen gibt es praktisch nur Ausnahmefälle. An so gut wie allen staatlichen Schulen sind es immer nur wenige Christen, erst recht ganz wenige Katholiken, die für den Religionsunterricht in Frage kommen. Rein praktisch ist es somit beinahe unmöglich, den Religionsunterricht konfessionell getrennt zu etablieren. Als Ausweg beläßt man es dann beim traditionellen Religionsunterricht im Pfarrhaus, mit dem DDR-Effekt, daß Kirche und Glaube eine abgeschottete Eigenexistenz führen

HK: Bleibt die Kirche in Ostdeutschland insgesamt Antworten schuldig auf Fragen, die zumindest prinzipiell an sie gerichtet sind? Wo steht sie sich selbst im Weg beim Versuch, Menschen den Zugang zu ihr, zum Christentum zu ermöglichen?

Franz: Da muß wohl stärker als im Westen zwischen der Selbstwahrnehmung der kirchlich Gebundenen und der Außenperspektive unterschieden werden. Die Binnenperspektive ist stark geprägt von den Erfahrungen der Vergangenheit, was vor allem heißt, daß noch immer große Dankbarkeit dafür empfunden wird, daß die Kirche vierzig Jahre ein Raum war, in dem der Glaube und viel Mitmenschlichkeit überleben konnten. Auch wenn die Kirche jetzt differenzierter wird und zahlreiche Spannungen an die Oberfläche treten, wollen daher viele ihre Kirche nicht kritisieren. Es besteht eine nicht geringe Gefahr, aus dieser Dankbarkeit ein beinahe moralisches Argument gegenüber kritischen Fragen und Öffnungstendenzen zu machen. Von daher wirken Gemeinden von außen nicht immer einladend und offen.

„Die Kirchen dürfen sich nicht in die Defensive drängen lassen“

HK: An welchen konkreten Fragen verhindert eingeforderte oder auch aus freien Stücken erbrachte Dankbarkeit, dringend notwendige Neuorientierungen?

Franz: Es scheint, daß zu DDR-Zeiten eine stark autoritäre Prägung der Kirche nahezu lebensnotwendig war. Offenbar wurde weithin einfach gemacht, was der Pfarrer oder der Bischof sagte, und es war gut so. Dies geht heute nicht mehr. Unterschiedliche Weisen, Christsein und Glauben zu leben, treten offen zutage. Oft fehlt eine der Komplexität der Situation angemessene Streitkultur und führt ein ungeschichtliches Schwarzweißdenken zu gegenseitigen Vorwürfen, entweder konservativ und damit engstirnig zu sein, oder progressiv, und damit alles Altbewährte kaputt machen zu wollen. Das zentrale Problem ist somit auch in den Gemeinden der Umgang mit der Freiheit. Jetzt wird konkret erfahrbar, daß Freiheit etwas kostet, daß sie gelernt und kultiviert werden muß, daß sie differenzierte Spielregeln braucht und nicht immer leicht zu leben ist. Da besteht durchaus die Gefahr, daß man im Namen des christlichen Glaubens für reduzierte Freiheit plädiert, nicht zuletzt innerhalb der Kirche.

HK: Wie kann die Kirche dem Bedürfnis nach Festem und Halt Rechnung tragen und sich zugleich trotz der Erfahrungen der Vergangenheit zur pluralen Gesellschaft hin öffnen, also nicht einer reduzierten Freiheit das Wort reden, sondern für echte Freiheit eintreten?

Franz: Die Kirche muß dazu stehen und glaubhaft machen, daß sie von ihrer Frohen Botschaft her eine Freiheit eröffnet, die eine echte Alternative darstellt zu einem Freiheitsverständnis, das glaubt, ohne Gott auszukommen. Es gilt ernsthaft, plausibel und einleuchtend vorzuleben, daß der christliche Lebensentwurf, daß ein Leben mit Gott ein größeres Freiheitspotential in sich trägt als ein Leben ohne Gott. Die Kirchen dürfen sich da nicht in die Defensive, nicht in die alte Nische drängen lassen, sondern müssen of-

fensiv diesen Alternativentwurf als den in praktischer Hinsicht besseren und als den theoretisch einsichtigeren anbieten.

HK: Versteckt sich die Kirche im Osten – vielleicht erklärbar aus den Erfahrungen der letzten vierzig Jahre – zu sehr?

Franz: Zumindest besteht die Gefahr, daß sie sich sehr schnell in eine solche Rolle drängen läßt, nämlich in die Rolle eines ideologisch in sich geschlossenen Vereins, der sein Eigenleben führt und das öffentliche Leben und Bewußtsein höchstens am Rande tangiert. Zwei Tendenzen können sich dabei gegenseitig verstärken: Von außen wird die Kirche in die Ecke gedrängt und umgekehrt fühlt sie sich in der altvertrauten Ecke auch ganz wohl. Dies zeigt sich wiederum besonders deutlich am Problem des schulischen Religionsunterrichts, wenn z. B. eine erhebliche Anzahl von Pfarrern sich weigert, selbst an die Schule zu gehen und gleichzeitig große Reserven gegenüber einem von Laien gehaltenen Religionsunterricht entwickelt. Hier besteht nicht nur die Gefahr, jungen Menschen eine ganz wichtige Möglichkeit der Auseinandersetzung vorzuenthalten. Damit wird der Glaube von den eigenen Verkündern zur Privatsache degradiert, dem Verdacht ausgesetzt, tatsächlich eine Sonderideologie zu sein, die der öffentlichen Auseinandersetzung nicht standhält.

HK: Sie sind vor drei Jahren von einer westdeutschen Fakultät hierher nach Dresden gewechselt. Prägt das gesellschaftliche Umfeld auch die Theologie?

Franz: Ich sehe mich hier schon dazu herausgefordert, auf durchaus andere Art Theologie zu treiben, als ich das gewohnt war. Bei meinem Wechsel hatte ich die Befürchtung, mit dem „Lehrstuhl für Systematische Theologie“ hier an ei-

ner Technischen Universität, also nicht eingebunden in eine herkömmliche theologische Fakultät, die Rolle eines theologischen Tausendsassas spielen zu müssen. Mittlerweile habe ich aber die Erfahrung gemacht, daß beinahe des Gegenteil der Fall ist. Gleich, ob ich bei der Dogmatik, der Fundamentalthologie oder philosophischen Themen ansetze, es spitzt sich immer sehr schnell auf die Frage zu, was überhaupt Theologie ist und sein kann. Ich denke, nicht nur hier im Osten wird es eine der Hauptaufgaben der Theologie in Gegenwart und Zukunft sein, bei aller notwendigen Differenziertheit der einzelnen Disziplinen ihre Identität als eine spezifische Wissenschaft im Kontext der Wissenschaften überzeugend darzustellen. Dies kann sie freilich nur, wenn es ihr gelingt, die Identität, die Rolle und den Anspruch des christlichen Glaubens in einer hochdifferenzierten Gesellschaft wie der unseren glaubhaft und einsichtig zu machen.

HK: Können oder müssen nicht auch die Kirchen im Westen aus der momentanen Situation im Osten lernen?

Franz: Die Suche nach einem angemessenen Umgang mit der neuen Situation im Osten sollte im Westen den Blick vor allem dafür öffnen, daß mit der „Wende“ nicht nur der alte Osten untergegangen ist, sondern auch der Westen im alten Sinn nicht mehr existiert. Ich habe den Eindruck, daß viele im Westen das noch gar nicht realisiert haben oder verdrängen möchten. Die Erfahrung der Christen im Osten, daß Kirche nicht Volkskirche sein muß, um lebendig zu sein, könnte auch für den Westen sehr befruchtend sein. Bei allem Optimismus finde ich es bedauerlich, daß die Kirche viele neue Chancen, die sie heute hat, nicht nutzt, wohl vor allem, weil das Vertrauen in die eigene Sache zu wünschen übrig läßt.

Entschlüsselung des Lebenscodes

Das Humangenomprojekt als ethische Herausforderung

Vor sechs Jahren wurde der offizielle Startschuß für die Erforschung des menschlichen Genoms gegeben. Inzwischen ist man bei der Entschlüsselung der Erbinformation schon ziemlich weit vorangekommen. Der Mainzer Moraltheologe Johannes Reiter informiert im folgenden Beitrag (zusammen mit der Medizinerin Hildegard Kaulen) über den heutigen Stand der Forschung und die ethischen Fragen, die sich daraus sowie im Blick auf die weitere Entwicklung ergeben.

Das menschliche Genom, das komplette Erbgut des Homo sapiens wird erforscht. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse, die sich daraus ergeben, werden insbesondere die Diagnose, Behandlung und Verhütung von Krankheiten revolutionieren. Der Wert der Genomanalyse auf diesem Gebiet kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Das Projekt wirft aber auch umstrittene moralische Fragen auf; darunter fallen

beispielsweise die Frage nach dem Zwang zur Machbarkeit, der Möglichkeit der genetischen Ausforschung, der Verarbeitung und des Schutzes genetischer Daten, der Reduzierung des Menschen auf seine Gene, des Umgangs mit Krankheit und Behinderung, der Stigmatisierung und Diskriminierung von Kranken und Behinderten sowie eugenischer Tendenzen.